

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 286.

Dienstag, 27. Oktober.

1931.

„Die Faust im Unsichtbaren“ / Roman von R. Curt Irmler.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Er ist immer noch so bedrückt,“ meinte Frau Gerold, der riesigen Gestalt teilnahmsvoll nachsehend.

„Ja, er kann wohl Indien nicht vergessen,“ sagte Lohburg und folgte seinem Freunde.

Unten traf er mit Bühringer zusammen, der sich ihm anschloß. Wieder knatterten Schüsse auf. Sie traten in Sanders Stand. Ein harter Ton, dicht vor ihnen, — ein scharfer Doppelschlag — ließ sie betroffen stehen bleiben. Auch Sanders hatte sich erstaunt umgesehen und dabei die Ankömmlinge bemerkt.

„Was war denn das?“ rief er ihnen zu. „Das klang, als ob der Balken hier von einem Stein getroffen wurde.“

— „Da rieselt Holzstaub herab — dort oben — aus dem Balken links neben dir“, rief Lohburg.

Mit ein paar Sägen sprang er hin, suchte kurz, zog ein Jagdmesser aus der Tasche seiner Kniederbock und schnitt in das Holz. Klid, fiel etwas herab. Er blühte sich, hob es auf.

„Eine Kugel! . . . eine Kugel!“

Die beiden anderen traten bestürzt heran.

„Der linke Balken — auch ist das hier der Stand am weitesten links — also kam die Kugel von rechts,“ sagte Bühringer. „Wer ist der Nächste — — — Lohburg! Eine unerhörte Unvorsichtigkeit!“

Lohburg räusperte sich, dann fragte er mit seltsam trockenem Klange in der Stimme: „Fällt Ihnen an der Kugel nichts auf?“

Bühringer und Sanders sahen ihn erstaunt an. „Die Kugel ist ein wenig abgeplattet“, meinte Sanders.

„Das auch . . . aber . . . das ist doch nicht die Munition unserer Sühler Büchsen! Das ist doch ein ganz anderes Kaliber. Das ist Pistolenmunition . . . Kaliber 7,65 — aus einem Browning — — soweit ich es beurteilen kann!“

Bühringer schüttelte den Kopf: „Wo hatte ich denn meine Augen!“

Auch Sanders meinte nach kurzer, eingehender Prüfung: „ . . . bestimmt Browning-Munition. Ich verstehe mich darauf!“

„Oh . . . Oh . . .“, murmelte Bühringer.

In peinlichem Schweigen standen die drei Herren. Niemand wagte den Verdacht auszusprechen, der sich ihnen aufdrängte.

Lohburg tat es schließlich doch: „Seit eurem Zusammenstoß, Georg, neulich abends im Klub, habe ich immer ein wenig Angst gehabt, wenn ihr beide zusammen kamt. Der Professor ist so unberechenbar jähzornig . . .“

„Erst vor kurzem hat er in seiner Wohnung nach einem Streit auf seinen eigenen Bruder geschossen“, setzte der Geheimrat Lohburgs Gedankengang fort. „Er traf ihn nicht . . . und offiziell ist die Sache auch nicht bekannt geworden.“

Er schüttelte den Kopf und machte eine Handbewegung, als wies er etwas von sich.

„Aber nein . . . nein.“

Wieder eine Weile nachdenkliches Schweigen.

„Doch . . . ich habe eine Idee“, sagte Bühringer leise, noch zögernd. „Haben Sie einen Revolver bei sich, Herr Sanders?“

„Das habe ich mir drüben so angewöhnt . . .“

„Desto besser. Bitte, geben Sie mir die Kugel, Lohburg, und kommen Sie beide dann mit mir.“

Die drei Herren gingen auf Lohburg zu. Der gab gerade einem der Büchsenspanner des Klubs sein Gewehr in die Hand. Scheinbar hatte er genug für heute.

Bühringer rief ihn an: „Professor, da fällt Ihnen gerade Ihr Revolver aus der linken Hosentasche.“

Lohburg griff sofort zu, hielt dann aber auf halbem Wege inne und rief erstaunt: „Mein Revolver? Unmöglich . . . den habe ich doch hier in der Brusttasche.“

Dann flammte Röte über sein sonst bleiches Gesicht, mit flackernden Augen blickte er auf die vor ihm Stehenden.

„Dann entschuldigen Sie, es sah so aus“, gab Bühringer zurück.

Er hat also eine solche Waffe bei sich!, dachte er. Und warum die Unsicherheit und die Röte? — erinnert ihn die Frage unangenehm an die Sache mit seinem Bruder — oder . . . ?

„Übrigens“, fuhr er fort, „da Sie einmal solch Ding mithaben, ein Vorschlag . . . Sie sind mit Schtefen fertig für heute?“, unterbrach er sich.

Lohburg nickt.

„Gut; Sie sind doch der beste Pistolenschütze weit und breit, und Sanders kann sich auch sehen lassen. Wie wäre es, wenn Sie beide jetzt einmal nach der Scheibe schießen würden? — Ich wollte es Ihnen schon längst einmal vorschlagen. Man lebt im Klub so etwas sehr, wie Sie wissen.“

Der Professor machte ein saures Gesicht, zögerte, verbeugte sich dann aber zustimmend.

Sanders und Lohburg wechselten etwas ratlose Blicke. Wo wollte Bühringer hinaus? Aber auch Sanders erklärte sich dann mit dem Vorschlag einverstanden.

„Was haben Sie für eine Waffe, lieber Professor? Darf ich sie einmal sehen? — Ich interessiere mich sehr für Waffen.“

Etwas umständlich und langsam holte Lohburg den Revolver aus der Brusttasche und gab ihn dem Geheimrat hin.

„Oh — ein Browning . . .“ sagte der langsam, die Waffe in der Hand wiegend. „Ein Browning . . .“

Scharf, wenn auch unauffällig beobachteten die Drei die Gesichtszüge des Professors. Der wurde wieder rot.

„Allerdings — ein Browning. Ist das irgendwie seltsam?“ rief er dann hastig.

„Oh, gar nicht“, antwortete Bühringer ruhig. „Selbst ist nur, daß mir die Konstruktion gerade dieses berühmten Fabrikates fast unbekannt ist. Ich selbst habe immer Mauser-Pistolen geführt. — Darf ich mir die Waffe einmal genau ansehen?“

„Bitte“, erlaubte es Lohburg kurz.

„Ist er geladen?“

„Nein.“

Bühringer betrachtete das Schloß, öffnete es und sah durch den Lauf hindurch.

„Sie üben sich täglich damit, Herr Professor?“ fragte er interessiert, während er auf einen Baum in der Nähe zielte.

„Ich schoß schon lange nicht mehr damit.“
„Oh, wie schade um die schöne Waffe. Sie haben Sie dann zu reinigen vergessen. Da ist noch Pulverschleim darin.“

„Das ist Erinnerungs-Patina — gut zur Stärkung der Selbstkenntnis. Hat einen besonderen Grund, daß ich das Ding so bei mir trage“, lachte Landolf heiter auf.

Bühlinger schüttelte wieder fast unmerklich den Kopf. Der Professor war doch ein wunderlicher Heißiger. Das war doch nun gewiß eine Anspielung auf die Szene mit seinem Bruder — eine Art Selbstgeißelung. Aber er schien sonst unbefangen.

Zedenfalls überhörte der Geheimrat die Bemerkungen und betrachtete die Waffe wieder. Dann zog er das Geschloß aus der Westentasche und hielt das Magazin in der linken Hand bereit.

„Darf ich einmal einen Schuß aus ihrer Waffe auf den Baum dort abgeben?“

„Bitte, hier habe ich ein gefülltes Magazin.“

Landolf griff in die Tasche, um es herauszuholen.

„Bemühen Sie sich nicht. Ich habe hier zufällig eine passende Kugel bei mir.“ Schnell packte er das Geschloß in das Magazin, das in Landolfs Browning gewesen war, hinein.

Mit wachsender Spannung hatten Sanders und Lohburg dem allem zugehört. Die wirkliche Bedeutung der scheinbar belanglosen Fragen des Geheimrats war ihnen in ihrer ganzen Tragweite bald klar geworden. Wie würde die weitere Entwicklung werden?

An ihren Nerven zerrten die fröhlichen Stimmen, die von der Veranda her in dieses so bitter ernste Gespräch hereinklangen. Der Geheimrat drückte noch einmal die Kugel — sie war ihm beim ersten Versuch abgerutscht — in das Magazin. . . . wieder vergeblich.

„Ist das denn nicht Kaliber 7,65, Herr Professor?“

„Nein, 6,35.“

„Ach richtig. Nun, dann ist es kein Wunder, daß die Kugel nicht in das Magazin hineinpakt. Dann muß ich doch um Ihre Munition bitten.“

Der Geheimrat und die beiden Freunde verständigten sich mit einem raschen Blick, während der Professor wieder in seiner Tasche herumfuhrte. Also, ein falscher Verdacht.

Dann rief der Geheimrat: „Halt, halt, Herr Professor, ich sehe eben, daß es schon später ist, als ich dachte — ich habe keine Zeit mehr. Habe eine Besprechung mit dem Förster des Stadtwaldes und hatte die beiden Herren gebeten, mich zu begleiten. — Hier — vielen Dank, lieber Professor.“ Er gab Landolf die Waffe zurück, der sie, völlig ahnungslos geblieben, wieder einsteckte.

„Oh ja, es ist fast sieben Uhr“, ging Lohburg, schnell verstehend, die Uhr nachprüfend, auf Bühlingers Notlage ein.

Mit kurzem Gruß gingen die drei Herren davon, wieder nach Sanders Stand zurück.

„Der Wald ist nicht weit . . . also wird es ein Geschloß aus dem Walde gewesen sein“, meinte Lohburg, als sie außer Hörweite waren.

„Der Unbekannte hat in das Knallen einer Salve hineingeschossen in der richtigen Berechnung, man würde seinen Schuß gar nicht hören — meine ich.“

„Unglücklicher Zufall? . . . Kaum . . . Absicht? . . . wer . . . weshalb? Und ob es gerade deiner Person gegolten hat, Georg? Was meinst du?“

Sanders zuckte ziemlich gleichgültig die Achseln.

„Wir haben ja kostbare Zeit verloren“, sagte er dann, ohne direkt Antwort zu geben. „Aber ich würde doch ganz gern das Waldstück absuchen, aus dem vermutlich geschossen worden ist. Vielleicht findet man doch noch etwas.“

In seinen Augen flimmerte die alte Lust an Abenteuer auf. Seine Züge spannten sich.

„Das wollte ich Ihnen ja eben vorschlagen, meine Herren“, rief Bühlinger erfreut, „darin gerade besteht ja meine Försterbesprechung. Ich meine, die Sache bleibt erst einmal unter uns Dreien. Niemand sonst

braucht vorläufig etwas davon zu erfahren. Es entsteht nur unnötiges Gerede, und die Damen werden erschreckt. Wir können hier ganz unauffällig im Busche verschwinden. Ich nehme noch meinen Chauffeur mit, auf den kann ich mich ganz verlassen.“

„Es wäre doch ganz gut, wenn ich das auch täte“, lagte Lohburg.

„Eindeutigen. Aber dann sind wir genug. Doch vor allem: wird er auch reinen Mund halten?“

„Er ist diskret — glauben Sie mir — in meinem Dienst hat er leider genug Gelegenheit, das zu beweisen“, sagte Lohburg, in komischer Zerknirschung den Kopf senkend, während ein verschmitztes Lächeln über seine Züge glitt.

Alle Drei brachen trotz des Ernstes der Situation in lautes Lachen aus. Dann rief der Geheimrat den nächsten Büchsenspanner und schickte ihn fort, um die beiden Chauffeure zu holen.

„Trotz des Zeitverlustes ist es mir doch recht lieb, daß die erste Vermutung eine falsche war“, meinte er dann, als der Mann fort war. „Aber ich schäme mich ein wenig.“

Die beiden anderen stimmten ihm zu.

„Ist es aber nicht eigentlich unrecht, wenn wir die Polizei nicht benachrichtigen?“ fragte Bühlinger dann weiter. „Wir haben ja so wenig Hilfsmittel — noch nicht einmal einen Hund.“

„Nun, bitte — nur kein Aufsehen“, fiel Sanders hastig ein. „Das hasse ich. Lieber eine resultatlose Sache! Und dann — ehe die Polizei benachrichtigt ist und hier draußen eintreffen kann.“

Das Erscheinen der Chauffeure unterbrach das Gespräch. Der Geheimrat instruierte sie kurz. Dann versahen er und Sanders sie mit ihren Revolvern, denn sie selbst hatten ja ihre Büchsen.

„Also los, meine Herren.“

Von niemandem bemerkt, verschwanden sie in dem Waldstück. Vor einem Haselnußbüsch, etwa zwanzig Schritte von Sanders Stande entfernt, rief Lohburg plötzlich: „Hier hat sich jemand durch das Gebüsch gedrängt. Man sieht es noch ganz deutlich. Viele Zweige sind frisch abgeknickt. Und hier, hinter diesem dichten Busch, hat sogar jemand gekniet — sehen Sie die Einbrüche in dem feuchten Erdreich? . . . Hier wie von einem Knie, dort der einer Fußspitze? . . .“

„Ja, wir scheinen auf der richtigen Fährte zu sein“, meinte der Geheimrat.

„Ich glaube hier auch die Erklärung für den Doppelschlag, den wir hörten, zu finden, und auch dafür, daß der linke Balken getroffen wurde, welcher Umstand uns doch zu dem Schlusse brachte, der Schuß wäre von der Seite des Schützen her gekommen. Ich meine: der Unbekannte schoß hinter dem Strauch hier hervor — ein Zweig mag einen Querschläger verursacht haben. Daher das Abweichen von der Richtung und das zweimalige Aufschlagen . . . Aber halten wir uns nicht auf.“

(Fortsetzung folgt.)

In eine junge Mutter.

Du wirfst im Geiste deinem Glücke
Altäre und Paläste bau'n,
Indes die Blide raunend schweifen,
Die nun erst wissen und begreifen
Und Wunder über Wunder schau'n.

Nun gleiten deine Mutterhände,
Die jung und schmal und weich noch sind,
Um deines Kindes zarte Stirne,
Die rein und weiß wie Schnee und Firne,
Und bist mit deinem Kinde Kind.

Ich möchte dir, so ganz im Stillen,
Das dunkelblonde Flechtenhaar
Mit frischem Grün und Blumen kränzen,
Dir, die in selbigem Erglänzen
Des Herzens tiefstes Glück gebat.

Hans Horskman.

Der Gedächtniskünstler.

Eine Groteske von Arkadij Wwertichens.

(Aus dem Nachlaß des Dichters)

In einer gemütlichen Ecke eines vornehmen Kaffeehauses saßen zwei Freunde und schlürften einen Eßdor. Der eine, ein eleganter, schlanker Mann Fedor Iwanow rauchte eine Zigarette an, kreuzte ein Bein übers andere, warf einen Blick auf eine hübsche Blondine, die unweit von ihnen saß und sagte dann zu seinem Freunde Wladimir Petrow:

„Du bist also zum Vortrag gegangen?“

„Ja“, bemerkte Wladimir, „das war einfach großartig, direkt verblüffend.“

„Aber was hat der Vektor gesprochen?“

„Über Gedächtniskunst!“

„Gedächtniskunst? Was ist denn das für eine Wissenschaft?“

„Das ist die Kunst, sich alle Dinge zu merken. . . Weißt du, der Professor hat Experimente gemacht. . . also, was der sich gemerkt hat, das ist einfach unglaublich. . .“

„Und was hat das mit dir zu tun?“ rief Fedor.

„Du weißt“, sagte Wladimir, „wie ich unter meinem schlechten Gedächtnis leide. . .“

„Und diese neue Wissenschaft soll dir helfen?“ sagte lachend Fedor.

„Und ob!“ bemerkte voll Begeisterung Wladimir. „Die Methode ist fabelhaft. . . ich werde dir gleich ein Beispiel geben. . . Du erinnerst dich doch, daß ich mir Zahlen überhaupt nicht merken kann. . . ich weiß bis heute nicht deine Telefonnummer. . .“

„Und jetzt?“

„Jetzt wird es ganz anders werden!“

„Na, da bin ich neugierig“, erwiderte Fedor, nahm einen Schluck und blinzelte der Dame zu. „Also, wie machst du das?“

„Ganz einfach“, sagte Wladimir, „sag mir einmal langsam und deutlich deine Telefonnummer!“

„Bitte 54—26!“

Wladimir wiederholte nachdenklich: 54—26!

„Willst du dir nicht die Nummer vielleicht doch endlich aufschreiben!“, sagte Fedor.

„Moment. . . Aber das ist gar nicht nötig. . . absolut nicht nötig. . . wegen der paar Ziffern. . . lächerlich. . . die Nummer kann man einfach nicht vergessen. . . 54—26.“

„Du irrst dich“, bemerkte Fedor torigierend, „54—26!“

„Natürlich 54“, sagte lachend Wladimir, „ich habe mich nur veripprochen. . . also jetzt paß mal auf. . . die erste Hälfte der Nummer ist 54, die zweite 26. . . wenn man also die zweite Hälfte doppelt nimmt, hat man die erste Hälfte“. „Verzeih, aber das stimmt doch nicht. . . zweimal 26 ist doch 52 und nicht 54!“

„Ja, das ist ganz richtig. Man muß also die zweite Hälfte doppelt nehmen und zwei zugeben!“

„Das verstehe ich nicht“, rief Fedor den Kopf schüttelnd, „nach diesem System könnte die Nummer auch 26—12 sein!“

„Das ist wahr“, rief nachdenklich sein Gegenüber, „wie war eigentlich die Nummer?“

„54—26!“

„Ein Moment. . . gleich werde ich es haben. . . 54—26. . . Ich habe an den Füßen und Händen 20 Nadeln, aber wie merkt man sich die Ziffer 6?“

„Höre einmal“, sagte Fedor, „es wäre doch vielleicht besser, wenn du dir die Nummer notierst!“

„Wenn du mich immer unterbrichst“, bemerkte Wladimir erregt, „werde ich nie darauf kommen. . . entweder interessierst du dich für Gedächtniskunst oder nicht. . .“

„Aber gewiß. . . ich wollte es dir nur erleichtern. . .“

Wladimir saß einen Moment in Gedanken versunken, dann sprach er:

„Der erste Weg war doch der richtige. . . man muß die zweite Hälfte mit zwei multiplizieren und zwei dazugeben. . . jetzt ist nur die Frage, wie merkt man sich die zweite Hälfte. . . 26. . . vielleicht einen 25 Rubelschein und einen Silberrubel, das ist zusammen 26!“

„Das ist kompliziert“, sagte Fedor, „weißt du nicht was anderes? Wie alt bist denn du?“

„32!“

„Na also. . .“ bemerkte Fedor, „von deinem Alter 6 abziehen und du hast die gewünschten 26!“

„Gut“, erwiderte Wladimir, „aber wie merke ich mir die Ziffer 6?“

„Ja. . . vielleicht 6 Finger und einen Rubel!“

„Aber nein, das geht doch nicht“, bemerkte Wladimir erregt, „fünf Finger, ein Rubel, 32 Jahre. . . nein, nein, du hast gar kein Talent für Gedächtniskunst!“

„Dann hilf dir allein“, sagte Fedor verärgert und bestellte sich noch einen Benediktiner.

„Benediktiner“, sagte Wladimir. Das Wort Benediktiner hat gerade soviel Buchstaben, daß sie mit zwei multipliziert die zweite Hälfte deiner Telefonnummer ergeben. . .“

„Das stimmt wieder nicht“, rief Fedor, „Benediktiner hat 12 Buchstaben und wir brauchen 13!“

„Nun, dann schreiben wir eben Benediktiner einfach mit 13!“ „Also gut“, bemerkte Fedor nachdenklich, „2 Benediktiner mit 13 multipliziert mit 2, plus zwei. . . nein, das geht nicht. . . das kann sich kein Mensch merken. . . es muß doch eine einfachere Lösung geben. . .!“

„Wie war eigentlich die Nummer?“, fragte nach einer Pause Wladimir.

„54—26“, rief gereizt Fedor, „jetzt könntest du dir wirklich die Nummer merken!“

„Moment“, unterbrach ihn Wladimir, „54—26. . . Mein Vater war 57, als er starb, meine Schwester ist mit 21 Jahr gestorben. . . wenn man also von 57 drei abzieht, dann ist mein Vater drei Jahre vor der ersten Hälfte deiner Telefonnummer gestorben und meine Schwester hat die zweite Hälfte deiner Nummer nicht erreicht.“

Fedor sprang auf und rief nervös: „Das ist unmöglich. . . aber ich weiß jetzt, wie wir das machen. . . daß mir das nicht gleich eingefallen ist. . . paß mal auf. . . also die erste Hälfte ist 54 und die zweite Hälfte ist 26. Wenn man 5 und 4 addiert, ergibt das 9 und wenn man 2 und 6 addiert, ergibt das 8. Wenn man 8 und 9 zusammenzählt, erhält man 17. . . merkt dir 17. . .“

Wladimir schaute seinen Freund ungeduldig an und bemerkte nach einer Pause: „Nein, das geht auch nicht. . . Sag einmal, wann war der Krimkrieg?“

„Der Krimkrieg? Im Jahre 54“, bemerkte Fedor.

„Jetzt haben wir es“, sagte triumphierend Wladimir, „die erste Hälfte ist da. . . jetzt kommt die zweite. . . nehmen wir den 30-jährigen Krieg und ziehen 4 ab, dann haben wir 26. . . 54. . . 26. . .“

„Gut“, rief Fedor nachdenklich, „aber wie merkt man sich, daß man 4 abziehen muß. . .? Nein, ich finde es am vernünftigen, daß du dir die Zahl notierst.“

„Hält mir gar nicht ein“, erwiderte Wladimir, „dazu habe ich vielleicht einen Vortrag über Gedächtniskunst beauftragt, damit ich mir eine Ziffer aufschreiben muß? Warte, ich werde schon darauf kommen. . . natürlich, ich weiß es. . . die 4 Weltteile, nichts einfacheres als das! Also summieren wir. . . der Krimkrieg, der 30-jährige Krieg, die vier Weltteile. . . genial. . .“

„Aber wie wirst du dir das merken?“ fragte Fedor.

„Nichts ist einfacher als das. . . ich schreibe mir die ganze Geschichte in mein Notizbuch ein!“

Fedor sagte kein Wort, stand empört auf und verließ rasch das Kaffeehaus.

Autorisierte Übertragung aus dem Originalmanuskript von Maurice Hirschmann, Wien.

Robert Schumann Tag für Tag.

Aus seinem Rechnungsbuch, veröffentlicht von seiner Tochter.

Daß Robert Schumann, dieser Meister der romantischen Musik, der Karneval und Phantasien komponierte, ein Mann der größten Ordnung und Gründlichkeit war, dürfte manchen Verehrer des Komponisten überraschen. Tatsächlich aber hat der Meister mit musterhafter Genauigkeit Buch geführt. Das zeigt vor allem sein „Rechnungsbuch“, das er im Jahre 1837 anlegte, als er sich für den Beruf des Chemanns und Hausvaters vorzubereiten begann. Eingehende Mitteilungen aus diesem für die Biographie Schumanns so aufschlußreichen Dokument, das bis zu seinem Tode, über 15 Jahre hin, von seinem Lebenslauf Tag für Tag berichtet, macht seine Tochter Eugenie Schumann in dem Lebensbild ihres Vaters, das sie demnächst bei Koehler u. Amelang in Leipzig veröffentlicht. Während der Junggesellenzeit verzeichnet das Rechnungsbuch, das im Laufe der Jahre auf drei dicke Bände answoll, fast ausschließlich die Ausgaben für den Lebensunterhalt und sonstige persönliche Bedürfnisse. Dann aber treten neben die Aufzeichnungen der täglichen Ausgaben immer mehr persönliche Erlebnisse, die in kleinster Schrift daneben und darunter gekritzelt wurden. So entfaltet sich die ganze Fülle seines Schaffens in diesen fruchtbarsten Jahren, und die Tochter gesteht, daß sie ein ganz vollständiges Bild vom Leben und Wirken ihres Vaters erst durch den Einblick in das Rechnungsbuch gewonnen habe: „Es war ein emsiges, rastloses Leben, und schon beim Anblick allein der eng bekratzten Seiten ist mir zu Mute, als blide ich in einen Ameisenhaufen.“ Aus diesen Eintragungen kann man Schumann jede Zigarette nachrechnen, man erfährt, wenn er abends „viel Bier“ getrunken und dafür 18 Groschen bezahlt hat. Der Stiefelwischer bekam im Monat einen Taler und 16 Groschen, der Mittagstisch kostete sechs Taler monatlich. Daneben tauchen dann persönliche Bemerkungen auf, so zum Beispiel aus dem Jahre 1838: „1. Mai. Ein schöner lieber Tag warst du. Verzehrt — 12 Gr. 8. Juni (Schumanns Geburtstag). Abends in Auerbachs Keller. Selbster Tag.“ So geht es durch die Jahre, und Schumann vertraut dem zunächst so nüchtern begonnenen täglichen Be-

gleitet immer mehr seine Freuden und Leiden an: Alles, was gearbeitet wird, jeder Besuch, Ankunft und Abreise von Verwandten und Freunden, alles, was die Tage und Abende ausfüllt, wird verzeichnet. Nichts ist ausgelassen, ob man heiter oder trübe, freudig oder schwermütig, gesund oder krank war. Wir kennen sie alle, die Werke, die diese Jahre, nur 13 im ganzen ans Licht förderten: die Lieder, die Sinfonie, die Peri, Quintett und Quartett und die Streichquartette, weitere Sinfonien und der Faust und die Genoveva und Manfred, das Jugendalbum und viele, viele andere. Alle sind in den Büchern verzeichnet, wann angefangen, wann vollendet, dazwischen unzählige: Fleißig, fleißig. Und hinter „Beendigt“ steht dann meist: „Freude“ oder: „Zufriedenheit“ und manchmal: „Eine Flasche Champagner mit Alara.“

Doch neben dieser eifrigen Arbeit und freudigen Genuß zeigt sich auch, wie sehr Schumann von körperlichen Leiden heimgesucht wurde. „Schlechtes Befinden“, „Trauriges Befinden“, „Schwindelanfall“, „Große Nervenschwäche“, „Sehr abgepannt“, „Schweres Unwohlsein“ usw., lehren immer wieder. Schon in den ersten Jahren seiner Ehe mit Alara war er viel leidend. Die russische Reise im Jahre 1844 wird durch ein ernstes Unwohlsein getrübt, und im August dieses Jahres, in dem er „fleißig am Faust“ arbeitet, häufen sich die Klagen über schwere Anfälle von Kongestionen und melancholisches Befinden. Auch in den folgenden ersten Jahren seines Dresdner Aufenthaltes ist viel von Unwohlsein die Rede. So schreibt er zum Beispiel am 27. März 1845: „Abends krank — schlaflose Nacht — Beethovens Sterbetag. 28. Krank — halb Einbildung, halb Wirklichkeit — auch Alara krank.“ Dann aber kommen nach langer Leidenszeit auch viele Seiten, auf denen im Rechnungsbuch des Befindens überhaupt nicht gedacht wird, so ist es im Jahre 1847 und 1848 häufen sich die „fleißig — fleißig — glücklich“ wie nie zuvor. Ofters erscheint Richard Wagner zu Besuchen oder um ihn zum Spaziergang abzuholen. Neben der eigentlich schöpferischen Arbeit wird viel von seiner Leistung verzeichnet. Seit 1840 trug er sich mit dem Plan, Aussprüche großer Dichter über Musik zu sammeln. Für diesen „Dichtergarten“, wie er das Werk nennen wollte, wurde fleißig gelesen und ausgeschrieben: Shakespeare, die Bibel, die deutschen Dichter, besonders auch sein alter Liebling, Jean Paul, die alten Klassiker in der Ursprache, dann die Neuerscheinungen von Immermann bis zu Hebbel. Auch die Klavierauszüge seiner Werke machte er oft selbst. Das Wort „Langeweile“ taucht nur auf, wenn er vom Arzt gezwungen wird, Erholung im Bade zu suchen, so im August 1846 in Nordey. Es kommt das letzte Jahr 1853, das ihm noch im Kreise seiner Lieben zu verleben beschieden war, bevor ihn die Nacht des Geistes umging, und wie der Aufstakt einer glücklichen Zeit klingt die erste Eintragung: „Wunderschöner Tag.“ Von seinem Befinden ist fast nie die Rede, dagegen von unermüdlichem Wirken. So vollendet er jetzt die erste Aufgabe seiner gesammelten Schriften. Besondere Freude bereitet ihm der Verkehr mit Joachim, dessen Name viel genannt wird und der durch sein Spiel „alles bezaubert“. Das größte Glück vor dem Untergang war ihm aber die Bekanntschaft mit Johannes Brahms, in dem er den Fortsetzer und Vollender seines Wertes ahnte. Sehr stark beschäftigte ihn auch jene wunderbare Erscheinung, die damals die ganze Welt aufregte: es war das „Tischrücken“, mit dem sich der Spiritismus in der Geschichte des Okkultismus meldete. Wo man zusammentam, ging es ans „Tischrücken“; selbst die Kinder mußten mitmachen. Wie sehr diese Sache Schumann beschäftigte, geht aus den Aufzeichnungen hervor. „Wunderbar! Wertwürdig! Sehr wunderbar! Staunen! Großes Staunen!“ so liest man alle paar Tage. Es ist, wie wenn der Meister, auf den bereits die Dämonen der geistigen Unmacht lauerten, von diesen Geheimnissen der „Nachtsseite der Natur“ wie von einer dunklen, geahnten Heimat angezogen worden wäre...

Elefant auf Freiersfüßen.

Von Paul Cipper.

Kommt jemand seit Jahren fast jeden Morgen in den Zoologischen Garten, so macht es sich von selbst, daß aus der „Ansammlung von Tieren“ ein Kreis persönlicher Bekannter wird. Man sieht sich an, sagt eine zärtliche Begrüßung, die aus nichts mehr als einem Brummen oder Summen zu bestehen braucht, und wenn man will, kann man schon nach zwei Minuten weitergehen. Diese Morgenbesuche sind interessant und schön: die Tiere, erquid von Schlaf, bewegen sich lebhaft in ihren Behausungen und spielen zuweilen gar dem Besucher einen Schabernack.

„Na, Alter“, dachte ich gestern, als mir der afrikanische Elefant im Vorübergehen eine Wolke Sand ins Gesicht blies, „vor ein paar Monaten warst du behutsamer. Hastest wohl nicht gehabt im Winter, weil du so steif in kleinen Schrittlchen humpeltest?“ Jetzt in diesem riesengroßen Auslauf, einer der schönsten Freianlagen für Elefanten, lernt das Tier wieder laufen, macht gar einen übermütigen Schlenkertrab.

Dabei erinnere ich mich an den Karfreitag 1925, als ich diesen Elefantentoloß einsam in seinem Gehege stehen sah, unruhig und ängstlich. Er ist damals ein vielleicht dreijähriger Zwerg gewesen, reichte mir eben bis an die Schulter. In der Nacht vorher war seine Schwester gestorben, die sein vergnügter Spielfamerad und ein außerordentlich zärtliches Tierkind war.

Heute weiß der Elefant nichts mehr von jener Traurigkeit, hat gewiß keine Erinnerung an die Schwester; in seinem Blut brennen andere Gefühle. Aus dem Kind ist ein Elefantenmann geworden, ein Beschützer und ein Werben der. Machtvoll, auf hohen Beinäulen steht er da, wiegt das Schädelgewölbe, dessen Haut gefurcht ist, dessen Knochenbündel sich wölben und die kleinen Augen tief einbetten. Wüßte ich nicht genau, daß jener Elefantenbulle höchstens 11 Jahre sein kann, ich würde der weitverbreiteten Latenzansicht unterliegen, ihn wie alle Elefanten im Alter maßlos zu überschätzen. Er ist nur ein Jüngling, aber in den besten Jahren, und durchaus berechtigt der Elefant zu schmeicheln, die ihr glattes, weißlich schimmerndes Lederfell verleiht an seine Seite lehnt. Und aufgeregt mit den Flügeln ohren klappt.

Beide Tiere toben fast immerzu in ihrem großen Badesoden. Besonders das Weibchen patzt und trampelt, daß die Wasser schäumen, und schließlich richtet sie sich senkrecht auf, steht, vor Rasse dunkel glänzend, am Ufer, wie ein bizarres östliches Götterbildnis. Aber die Starre löst sich, schlenkernd prescht die Elefantin davon, läßt sich in den Sand fallen und scheuert auf solche Weise ihre Haut trocken. Wie von ungefähr kommt der Elefantenbulle neben sie und tastet behutend mit dem Rüssel ihren Rücken ab.

Ein Zuschauer faßt seinen Eindruck über diese Szene in den Worten zusammen: „Sieh mal der Rüssel vom Elefanten ist der geborene Staublanger.“

Während ich hinübergehe zum Raubtierhaus, freue ich mich an dem Wunschgedanken, daß wir in zwanzig Monaten wohl das Kind dieser Elefantenehe begrüßen können.

Der Berliner Zoologische Garten hat in diesem Jahr erfreulicherweise fast bei allen Tierfamilien Nachwuchs. Die Löwentinderstube „tagt in Permanenz“, beim Buma überlugeln sich die draugeluppten Kakenjungen, und auch die Insektigerin haust im verdunkelten Verschlag. Als ich gestern Abend vorbei ging, lauerte das Muttertier durstig vor der Wassertschale und trank. Aber die ganze Zeit blieb die Tigerin sprunghaft, in jeder Sekunde ging ihr Auge von links nach rechts, die Ohren standen hochgerichtet, damit sie ja jeden Lautunterschied wahrnehmen bei jenem Gepieps, das so ganz unraubtiermäßig aus dem Hintergrund klang. Es wird nicht mehr lange dauern, dann purzelt durch den Spalt die gestreifte Brust ans Licht, Wollzwerg, die einst „Tiger“ werden wollen.

Wußten Sie das schon?

Die Ärzte haben festgestellt, daß es weniger Lungenkrankte geben würde, wenn jedes Kind richtig atmen lernte. Unter Sängern findet man nur sehr selten Fälle von Lungenkrankheit. Es kommt nicht so sehr auf die Beschaffenheit der Luft an, die man einatmet, als auf die Art des Atmens.

Abergläubische Leute machen sich schon jetzt Sorge um die in Aussicht genommene Kalenderreform, denn ein Jahr mit dreizehn Monaten kann doch nicht angenehm sein. Außerdem würde der Dreizehnte in jedem Monat auf einen Freitag fallen.

In Amerika wurden Versuche angestellt, zu erforschen, in welcher Weise die Dunkelheit das Richtungsgedühl des Menschen beeinflusst. Man verband elf Fliegern die Augen und ließ sie die Flugzeuge steuern, während man ihnen einen Führer mitgab, der im Falle einer Gefahr einspringen sollte. Es zeigte sich, daß die Flieger nicht imstande waren, in gerader Linie zu fliegen, sondern daß sie immer in einer Kreisbahn fuhren.

Während des ersten Tages ihrer Ehe darf auf Korea die junge Frau nicht sprechen, nicht einmal zu ihrem Gatten.